

[WLG]

WIENER LINGUISTISCHE GAZETTE

Prekarität im Gespräch

Ina Pick

Sonderdruck aus: *Wiener Linguistische Gazette* (WLG) 85 (2020): 65–100

Themenheft *Prekaritätserfahrungen: Soziolinguistische Perspektiven*
Hg. v. Mi-Cha Flubacher, Jonas Hassemer, Christian Bendl &
Jürgen Spitzmüller

Universität Wien · Institut für Sprachwissenschaft · 2020

Eigentümer, Herausgeber und Verleger:

Universität Wien, Institut für Sprachwissenschaft
Sensengasse 3a
1090 Wien
Österreich

Redaktion: Markus Pöchtrager (Allgemeine Sprachwissenschaft),
Mi-Cha Flubacher, Jonas Hassemer & Sabine Lehner
(Angewandte Sprachwissenschaft),
Stefan Schumacher (Allgemeine und Historische Sprachwissenschaft)

Kontakt: wlg@univie.ac.at

Homepage: <http://www.wlg.univie.ac.at>

ISSN: 2224-1876

NBN: BI,078,1063

Dieser Beitrag wurde einer Doppelblindbegutachtung unterzogen.

Die *Wiener Linguistische Gazette* erscheint in loser Folge im Open-Access-Format.

Alle Ausgaben ab Nr. 72 (2005) sind online verfügbar.



Dieses Werk unterliegt der Creative-Commons-Lizenz CC BY-NC-ND 4.0
(Namensnennung – Nicht kommerziell – Keine Bearbeitungen)

Prekarität im Gespräch

Ina Pick*

Wiener Linguistische Gazette (WLG)
Institut für Sprachwissenschaft
Universität Wien
Ausgabe 85 (2020): 65–100

Abstract

This article examines conversations in organizations for homeless assistance in Germany in which social workers discuss precarious living situations with their clients. The analyses show that (most of) the conversations about such precarious social situations are precarious themselves. Precarious social situations and precarious conversations are comparable: In each case, precarity is understood as a constellation in which two contradictory reference orientations apply simultaneously (socially constructed normality and clients' actual normality). Precarity in conversations results from the participants communicatively establishing different reference points for normality. Findings are that coping strategies for precarious situations can also be observed as communicative strategies in conversations. However, the same clients show different strategies to deal with either social or communicative precarity. In general, such research helps improve our understanding of precarity and its effects on social (inter)action.

Schlagwörter: Prekarität, Wohnungslosenhilfe, Gesprächslinguistik, Handlungskonstellation, kommunikative Praktiken

* Dr. Ina Pick, Deutsches Seminar, Universität Basel, ina.pick@unibas.ch

1 Prekarität und Gespräch: Eine Einleitung

Dieser Beitrag untersucht Gespräche im Kontext sozialrechtlicher Interventionen, in denen KlientInnen mit ihren SozialarbeiterInnen ihre aktuelle Lebenssituation besprechen. Die KlientInnen in den hier untersuchten Gesprächen verbindet, dass ihre Lebenssituationen in verschiedenen Dimensionen von Prekarität geprägt sind: Alle sind wohnungslos, erwerbsarbeitslos und beziehen Leistungen im System sozialer Sicherungen. In den Gesprächen geht es grob gesagt darum, die aktuelle Situation der KlientInnen, ihre Ziele und bisher Erreichtes zu besprechen, zu bewerten und darauf aufbauend Maßnahmen der Sozialhilfe zu installieren, die die beteiligten SozialarbeiterInnen in die Wege leiten bzw. zur Bearbeitung weiterleiten. Diese Gespräche bilden meinen Ausgangspunkt für eine gesprächslinguistische Beschäftigung mit dem Thema Prekarität, weil davon auszugehen ist, dass Prekarität in den Gesprächen eine Rolle spielt – mindestens, weil die prekären Lebenssituationen der KlientInnen hier sprachlich bearbeitet werden. Dies hat sich in den Analysen der Gespräche bestätigt. Darüber hinaus aber haben die Analysen einen weiteren Aspekt gezeigt: Nicht nur wird *über* Prekäres gesprochen und verhandelt, sondern die Gespräche selbst sind vielfach von Prekarität *im Gespräch* geprägt. Prekarität wird also in den Gesprächen zweifach virulent: *Einerseits als Handlungskonstellation in der Lebenssituation von KlientInnen außerhalb der Gespräche und andererseits als Handlungskonstellation im Gespräch selbst*. Prekarität ist ein soziologisch gut untersuchtes und bestimmtes Phänomen, ebenfalls sind Verarbeitungsformen von prekären Arbeits- bzw. Lebenssituationen erforscht. Dass solche Verarbeitungsformen von Prekarität auch kommunikativ vollzogen werden können, wenn eine prekäre Gesprächskonstellation kommunikativ bearbeitet wird, ist bislang m.W. nicht untersucht und soll hier gezeigt werden.

Im Gespräch wird diese Konstellation mit sprachlichen Mitteln bearbeitet. Interessant ist, dass sich im Gespräch bei der Bearbeitung von Prekarität ähnliche Verarbeitungsformen zeigen, die auch für die Verarbeitung von prekären Lebenssituationen in soziologischen Studien herausgearbeitet werden. Diese Verarbeitungsformen lassen sich im Gespräch nun allerdings in ihrer Prozesshaftigkeit verfolgen und dadurch ausdifferenzieren. Dazu gibt der Beitrag zunächst einen Überblick über das Konzept der Prekarität, wie es in der soziologischen Debatte konturiert wird, sowie über Verarbeitungsformen (Abschnitt 2), skizziert Prekarität als Handlungskonstellation

im Gespräch (Abschnitt 3), gibt einen Überblick über die untersuchten Daten (Abschnitt 4) und verfolgt Prekarität im Gespräch sodann anhand von sechs Gesprächsausschnitten aus der Wohnungslosenhilfe (Abschnitt 5). In Abschnitt 6 werden die Ergebnisse zusammengefasst und methodische und theoretische Schlüsse gezogen.

2 Prekarität: Bestimmungsstücke eines schillernden Begriffs

Der Begriff der Prekarität ist in den letzten Jahren in gesamtgesellschaftliche, öffentliche Diskurse vorgedrungen (vgl. Dörre 2014: 2). Gesellschaftlich-diskursiv wird er vielfach relativ eng verwendet und tendenziell mit ›Randgruppen‹, z.B. als ›Prekariat‹ bezeichnet, besetzt (Marchart 2013: 16). Wissenschaftlich ist Prekarität als Terminus vorwiegend in der Soziologie geprägt und wird dort vor allem auf Fragen von Erwerbsarbeit bezogen¹ (maßgeblich angestoßen durch Impulse aus der französischen Soziologie, Bourdieu 1998; Castel 2000, 2009).

Auch wenn der Begriff in der Soziologie nicht abschließend definiert ist (vgl. Dörre 2014: 3; Hense 2018: 28; Motakef 2015: 50 bezeichnet Prekarität als »schillernde[n] Begriff«), so lassen sich doch einige Bestimmungsstücke ausmachen, die in der soziologischen Debatte weitgehend übereinstimmend referiert werden.² Prekarität wird u.a. wie folgt definiert: »Prekarität

¹ Zwar wird Prekarität typisch für Erwerbsarbeit verwendet (Hense 2018; Flecker 2018), es finden sich aber auch viele Studien, die den Begriff umfassender, auch bezogen auf andere soziale Phänomene, verwenden (vgl. Bourdieu 1998; Brinkmann et al. 2006: 18; Lorey 2012; Marchart 2013: 24; Völlker & Amacker 2015; Hepp 2016). Zudem wird in Arbeiten, die einen engeren Fokus auf Erwerbsarbeit haben, ebenfalls (meist) davon ausgegangen, dass Prekarität von der Erwerbsarbeit ausgehend Auswirkungen auf die gesellschaftliche Teilhabe insgesamt hat.

² Strittig in der soziologischen Debatte ist vor allem, ob Prekarität als ein gesamtgesellschaftliches Phänomen anzusehen ist (und dann entweder ausgehend von einzelnen Gesellschaftsgruppen allmählich um sich greift, wie von Bourdieu vorhergesagt, oder ob es aufgrund von gesellschaftlicher Ordnung zur Normalität wird, wie Lorey argumentiert) oder ob es sich auf einzelne gesellschaftliche Gruppen oder Aspekte (wie Arbeit) bezieht. Ebenfalls strittig ist, wie Prekarität zustande kommt (Staat als Bezugspol für Sicherheit und Stabilität wie von Castel angenommen oder Staat als Quelle für Prekarität, wie von

bezeichnet demnach ein unsicheres, instabiles, auf Widerruf gewährtes Verhältnis, das den Nehmer eines Gutes vom Geber abhängig macht. Der Gegenbegriff ist eine stabile, sichere, durch Rechtsgleichheit konstituierte Beziehung« (Dörre 2014: 1).

Abgegrenzt wird Prekarität (bezogen auf Erwerbsarbeit) in der Regel von Armut (Kraemer 2014: 442) sowie von atypischen und flexiblen Beschäftigungen (Hense 2018: 35–46). Soziologisch wird (Erwerbs-)Prekarität häufig mit bestimmten Beschäftigungsarten oder bestimmten Gruppen in Verbindung gebracht (Flecker 2018: 52), dabei stellt »[d]er Hilfsbezug [...] für die Prekarisierungsdebatte ein wichtiges Feld dar« (Motakef 2015: 57). Auch die Einkommenshöhe oder der sozialrechtliche Status werden als Kriterien für Prekarität herangezogen (vgl. Hense 2018: 40).

Nähert man sich dem Begriff der Prekarität weniger über bestimmte soziale Kategorisierungen und stärker über seine Qualität, bedeutet Prekarität ein »Brüchigwerden von sozialer Sicherheit« (Hense 2018: 27–29), eine »temporäre Passage oder Schwebelage [...] – mit offenen ›Ausgängen‹ nach ›oben‹ oder nach ›unten‹« (Kraemer 2014: 443; vgl. zum Begriff auch Marchart 2013: 11–12 oder Hense 2018: 39). Hense spricht von einer »Gefährdung der sozialen/symbolischen Teilhabe« (Hense 2018: 37–39). Dieses Brüchigwerden und die Gefährdung sind mit geringer Handlungsmacht der Betroffenen verbunden. »Prekär zu leben bedeutet, bei der Verfügung über Machtressourcen schwach zu sein« (Dörre 2014: 15). »Im negativen Fall mündet Prekarität in einen dauerhaften, nicht revidierbaren sozialen Abstieg« (Kraemer 2014: 443). Dies drückt sich auch darin aus, dass den Betroffenen »jede rationale Vorwegnahme der Zukunft« (Bourdieu 1998: 2) verwehrt ist. Prekarität ist ein »auf Widerruf gewährtes Verhältnis« (Dörre: 2014: 1). Glück oder Pech werden zu entscheidenden Größen beim Verlassen der Prekarität (ähnlich Penke 2012: 25, bezogen auf den Hilfebezug). Prekarität ist also ein Übergang(szustand) zwischen sozialer Sicherheit und Unsicherheit, auf den Betroffene selbst kaum Einfluss nehmen können, also wenig Handlungsmacht haben, diesen Übergang selbst zu bestimmen oder zu verändern.

Lorey angenommen). Strittig ist entsprechend auch, wie Prekarität gesellschaftspolitisch zu entgegen ist. Diese Debatten und damit verbundenen theoretischen Implikationen können hier nicht nachgezeichnet werden (vgl. Bourdieu 1998; Lorey 2012; Motakef 2015), hier stehen zunächst stärker empirische Interessen im Vordergrund.

Dadurch, dass Prekarität als ein Dazwischen, ein Brüchigwerden, ein Übergang definiert ist, handelt es sich »um eine relationale Kategorie, deren Aussagekraft wesentlich von der Definition gesellschaftlicher Normalitätsstandards abhängt« (Brinkmann et al 2006: 17; vgl. auch Marchart 2013: 9; Dörre 2014: 6; Kraemer 2014: 441; Motakef 2015: 51). »Was genau der Maßstab für Prekarität ist, kann nicht konzeptuell vorausgesetzt werden; es handelt sich um eine Frage, die empirisch geklärt werden muss« (Dörre 2014: 4–5). Soziale Zonen, die auf ihren Grad der Prekarität hin betrachtet werden können, sind also nur voneinander abhängig zu beurteilen (Dörre 2006: 188). Diese relationalen Verhältnisse konkretisiert ein Projektteam um Wilhelm Heitmeyer (vgl. Dörre et al. 2004; Brinkmann et al. 2006; Dörre 2006) in einem vielbeachteten Projekt, in dem auf Basis halbstrukturierter Interviews subjektive Verarbeitungsformen von Prekarität (bezogen auf Erwerbsarbeit und theoretisch im Anschluss an Arbeiten Castels) differenziert werden konnten. Die Ergebnisse zeigen, dass

die Castel'schen Zonen der Arbeitsgesellschaft in den Köpfen von Arbeitern, Angestellten und Arbeitslosen tatsächlich präsent sind. Im Arbeitsbewusstsein der Befragten markieren sie jedoch keine starren Grenzziehungen. Vielmehr wirken sie als flexibel handhabbare (Selbst-)Klassifikationen, in denen sich immer auch die Besonderheiten von eigener Berufsbiographie, Lebensalter, Qualifikationsniveau sowie soziale Konstruktionen von Geschlecht und Nationalität bemerkbar machen. (Brinkmann et al. 2006: 55)

Wie Beteiligte ihre Situation bewerten, ist also nicht nur von ihrem sozialen Status, Einkommen usw. abhängig, sondern auch von der eigenen Wahrnehmung geprägt. Die Ergebnisse der Befragungen resultieren in einer bis heute in der soziologischen Literatur regelmäßig zitierten Typologie von »(Des-)Integration von Erwerbsarbeit« (vgl. Abb. 1). Diese zeigt eine Zone der Prekarität, die zwischen den beiden anderen Zonen (Zone der Integration und der Zone der Entkopplung) angesiedelt ist. Die Ränder, also Zonen 4 und 8, zeigen jeweils Übergänge und Anschlussmöglichkeiten aus der und in die Zone der Prekarität.

Zone der Integration
1. Gesicherte Integration („Die Gesicherten“)
2. Atypische Integration („Die Unkonventionellen“ oder „Selbstmanager“)
3. Unsichere Integration („Die Verunsicherten“)
4. Gefährdete Integration („Die Abstiegsbedrohten“)
Zone der Prekarität
5. Prekäre Beschäftigung als Chance / temporäre Integration („Die Hoffenden“)
6. Prekäre Beschäftigung als dauerhaftes Arrangement („Die Realistischen“)
7. Entschärfte Prekarität („Die Zufriedenen“)
Zone der Entkoppelung
8. Überwindbare Ausgrenzung: („Die Veränderungswilligen“)
9. Kontrollierte Ausgrenzung / inszenierte Integration („Die Abgehängten“)

Abb. 1: (Des)Integrationspotenziale von Erwerbsarbeit (aus Dörre 2006: 184)

Begibt man sich auf die Suche nach Bezugspunkten von Prekarität, also nach den jeweils stabilen »Enden« bzw. »Ausgängen« nach »oben« oder nach »unten« (Kraemer 2014: 443) der instabilen Zwischenzone, spielt der Begriff der Normalität in der soziologischen Forschung eine wesentliche Rolle.

Und doch liefern die ›Integrierten‹ den ›Prekären‹ und ›Entkoppelten‹ mit ihren an Normalitätsansprüchen orientierten Jobs und Lebensstilen ein Leitbild, auf dessen Realisierung sich die Energien zumindest der agileren, halbwegs handlungsfähigen Gruppen in den Zonen der ›Nicht-Normalität‹ nach wie vor richten. (Brinkmann et al. 2006: 62)

Mit dieser Typologie wird nicht nur die Zone der Prekarität als das (bereits erwähnte) ›Dazwischen‹ kategorial ersichtlich, sondern es wird auch der zweite Pol (neben dem der Normalität³) im relationalen Bestimmungsgefüge deutlich: Die »Nicht-Normalität«. Dieser negative Gegenpol des Nicht-Normalen wird in der soziologischen Literatur in der Regel, wie auch im Zitat oben, entweder als Negativpendant zur Normalität bezeichnet oder auch weitgehend nur impliziert, selten aber näher bestimmt – im Gegensatz zum Pol der Normalität, der relativ klar definiert ist (vgl. zum Normalarbeitsverhältnis Mückenberger 1985; vgl. auch Hense 2018: 41–42). Viele Studien zu Verarbeitungsformen zeigen, dass sich Befragte im Hilfesystem an diesen

³ Dieser Begriff hat eine präskriptive und eine deskriptive Lesart, die jeweils nicht unabhängig voneinander sind (vgl. Link 2006; Sarangi 2001; Bredmar & Linell 2008; speziell bezogen auf die Soziale Arbeit Seelmeyer 2008, 2017).

gesellschaftlich diskursiv konstruierten Normalitätsfolien tatsächlich orientieren (Brinkmann et al. 2006: 55; Steckelberg 2010: 229; Grimm et al. 2013: 264, vgl. auch die Analysen in Abschnitt 5).

Neben dieser gesellschaftlichen Normalität (und deren Negativpendant der Nicht-Normalität) besteht m.E. eine weitere für das Konzept der Prekarität relevante Größe: Diese ist die Normalität im Sinne einer alltäglichen Realität der Betroffenen. Diese ›Realitätsnormalität‹ – so ergibt sich aus den Analysen der Gespräche unten – spielt für Fragen der Stabilisierung der Instabilität eine wesentliche Rolle und wird in Zusammenhang mit Prekarität bisher m.W. kaum als relevante Normalitätskategorie diskutiert. Dass diese Normalität (im Sinne einer alltäglichen Realität) vor allem in gesellschaftlich marginalisierten Gruppen von einer gesellschaftlichen Normalität abweicht, darauf hat Steckelberg (2010) in ihrer Untersuchung zu wohnungslosen Mädchen und jungen Frauen hingewiesen:

Diese alltäglichen Erfahrungen, die die wohnungslosen Mädchen und jungen Frauen aktuell auf der Straße wie auch im Laufe ihrer Biografie gemacht haben und noch machen, weichen von dem ab, was nach dominanten gesellschaftlichen Vorgaben als normal gilt. Die Untersuchungsergebnisse haben gezeigt, dass diese Diskrepanz in den Lebenswelten der Beforschten wirkmächtig ist. (Steckelberg 2010: 230)

Dies hat Implikationen für Integration und Anerkennung, wie Steckelberg betont, es hat aber m.E. auch Implikationen für das relationale Gefüge der Prekarität, weil damit zwei konkurrierende Begriffe von Normalität bestehen, die eigene Realitätsnormalität und hegemoniale, gesellschaftlich-diskursiv hergestellte Normalität.

Lebenslagen, die gemessen an Faktoren wie Einkommen oder sozial-rechtlichem Status prekär sind, müssen subjektiv nicht als prekär wahrgenommen werden (Kraemer 2014: 444; Dörre 2014: 5; Hense 2018: 78–115). Entsprechend unterscheiden sich Betroffene auch in ihrem Umgang mit einer prekären Situation, grob entweder durch Mobilisierung oder Stabilisierung gekennzeichnet.

Mobilisierung wird vor allem beobachtet bei der dauerhaften Anstrengung der Prekären, der Prekarität zu entgehen, indem stets versucht wird, Stabilität, Normalität, Teilhabe zu erreichen oder zu erhalten (Dörre 2014: 16). Dazu zeigen die Prekären eine »Dauermobilisierung« (Grimm et al. 2013: 250), die sich durch ein Suchen und Warten auszeichnet, verbunden mit »einer ›beständigen 'Stand-by-Haltung'«, um jederzeit flexibel auf neue

Erwerbschancen und Anforderungen reagieren zu können« (Grimm et al. 2013: 258; vgl. auch Dörre 2006).

Stabilisierung wiederum zeigt unterschiedliche Formen, die aber alle im Endeffekt darauf hinauslaufen, die instabile prekäre Situation als normal und stabil anzuerkennen. Eine solche Stabilität geht einher mit einer »Ausbildung einer spezifischen sozialen Mentalität«, einem »Bewusstsein des ›Dazwischen‹. [...] Für die überwiegende Zahl der Befragten unserer Studie [...] wird dieser [...] Status zur Normalität« (Grimm et al. 2013: 259). Dieses spezifische Bewusstsein bezeichnen Grimm et al. (2013: 261) als »Zwischenzonenbewusstsein«, das eine »Verarbeitungsstrategie der erlebten Unsicherheit« darstellt (Grimm et al. 2013: 262) und in einer »Stabilität in der Instabilität« zum Ausdruck kommt (Grimm et al. 2013: 265). Dies wird ähnlich auch in anderen Studien beobachtet:

Auf diese Weise sorgt die Konfrontation mit unsicheren Beschäftigungsverhältnissen nicht nur, wie Robert Castel (2000: 357) treffend formuliert, für eine ›Destabilisierung des Stablen‹. Indem sie die einen diszipliniert und den anderen elementare Voraussetzungen für Widerständigkeit und Gegenwehr nimmt, fördert sie zugleich eine eigentümliche ›Stabilisierung der Instabilität‹. (Brinkmann et al. 2006: 62, vgl. auch Dörre 2006: 188)

Ebenfalls stabilisierend wirken »sekundäre Integrationspotenziale« (Brinkmann et al. 2006: 59-60). Das sind »schwache, kompensatorische Formen gesellschaftlicher Integration, die entweder auf ›Normalisierungshoffnungen‹ oder auf einer Aufwertung partikularer Zugehörigkeiten und der Nutzung geborgter oder angesparter Ressourcen beruhen« (Dörre 2014: 9). Sekundäre Integration funktioniert z.B. durch Ethnie oder Geschlecht⁴ (vgl. Dörre 2006: 186–187). Eine solche Stabilisierung steht, wie die Analysen unten zeigen, in engem Zusammenhang zur Realitätsnormalität der Beteiligten, die von ihnen in unterschiedlicher Weise als Bezugspunkt für Normalität (im Gegensatz zu einer gesellschaftlichen Normalität) etabliert wird.

Um zusammenzufassen: Um Prekarität basierend auf den vorherigen Ausführungen (inter-)aktionsanalytisch operationalisieren zu können, verstehe

⁴ Beispielsweise wenn »sich Einzelhandels-Verkäuferinnen scheinbar vorbehaltlos in ihre Rolle als mehr oder minder zufriedene Zuverdienerinnen (Typ 7) fügen und damit eine stabile Partnerschaft und ein Existenz sicherndes Einkommen des Lebenspartners zur stillen Voraussetzung ihres eigenen, einer klassischen geschlechtsspezifischen Rollenteilung folgenden Arrangements machen« (Brinkmann et al. 2006: 59).

ich Prekarität als eine *Handlungskonstellation*, in der Beteiligte damit konfrontiert sind, dass ihre soziale Situation zwischen zwei Bezugspolen aufgespannt werden kann, aber mit keinem der Bezugspunkte in Deckung ist. Zudem ist die Situation von den Betroffenen kaum selbst zu beeinflussen und insofern durch Unsicherheit und Gefahr geprägt. Da in den nachfolgend untersuchten Gesprächen nicht nur Erwerbsarbeit thematisiert wird (wie überwiegend in der soziologischen Diskussion), spreche ich bezogen auf die Bezugspunkte (Normalität und Nicht-Normalität) nachfolgend allgemein von *Soll* und *Nicht-Soll*. Generell ist mit Soll eine gesellschaftlich bzw. kulturell diskursiv hergestellte Vorstellung von Normalität verbunden, die aber bezogen auf verschiedene Lebensbereiche und Gegenstände sehr unterschiedlich definiert sein kann. Diese beiden Pole sind als Gegenpole (gesellschaftlich, diskursiv konstituiert) miteinander verbunden und müssen analytisch rekonstruiert werden. Die je prekäre Situation liegt zwischen diesen beiden Bezugspunkten als Ist (Schwebelage, Dazwischen) und weicht vom Soll ab. Für eine dauerhafte Veränderung fehlen den Betroffenen die Machtressourcen weitgehend, was zu einer Dauermobilisierung und/oder zu einer Deutung ihrer Instabilität als dauerhaft und stabil führt.

Die Widersprüchlichkeit der prekären Konstellation ergibt sich durch unterschiedliche Normalitätsorientierungen (einer gesellschaftlichen, diskursiv hergestellten Normalitätsorientierung, ›Soll‹) mit ihrem negativen Gegenpol (›Nicht-Soll‹) und einer je spezifischen individuellen Normalität (Realitätsnormalität, ›Ist‹), die zwischen den Polen verortet ist. Prekäre Konstellationen kennzeichnet, dass beide Normalitätsorientierungen präsent sind bzw. in Vollzugssituationen von Wirklichkeit faktisch präsent und relevant gemacht werden und damit widersprüchliche Normalitätsorientierungen weitgehend aufrechterhalten werden, ohne dass für den Betroffenen ersichtlich oder beeinflussbar wäre, ob und wann diese doppelte Normalitätsorientierung aufgelöst werden kann.⁵

⁵ Es sind in dieser Hinsicht auch Handlungskonstellationen in ganz anderen Kontexten als prekär vorstellbar, in denen die Beteiligten in unterschiedlichen, aber gleichzeitig präsent gehaltenen Normalitäten und Realitäten agieren. Dies kann z.B. der Fall bei ethnografischer Forschung sein, in der man einerseits als Wissenschaftlerin (Soll) und andererseits (mit der Zeit) als Teil des Feldes oder auch als Beraterin (Ist) agiert und wahrgenommen wird. Auch hier ist man nicht selbst vollständig in der Lage, die Schwebelage zu beeinflussen, weil man immer auch auf den Feldzugang angewiesen ist, der in der Regel auf Widerruf gewährt wird.

3 Prekarität als Handlungskonstellation im Gespräch

Inwiefern können auch Gespräche durch eine solche prekäre Handlungskonstellation geprägt sein und inwiefern sind Prekarität im Gespräch und in sozialen Lebenssituationen vergleichbar? Zunächst sind Gespräche grundsätzlich prekär, weil sie stets ›unsicher‹ und ›unvorhersehbar‹ sind, weil sie u.a. von Vagheit geprägt und Gesprächspartner von Gegenseitigkeit abhängig sind, auf Hintergrunderwartungen angewiesen sind – kurz, weil Äußerungen indexikalisch und kontext-reflexiv sind (vgl. grundlegend Garfinkel 1967). Hier soll es nicht darum gehen, Gespräche generell auf Dimensionen von Vagheit oder Unsicherheit hin zu untersuchen, sondern Prekarität spezifischer als eine bestimmte Handlungskonstellation zu verstehen. Prekarität kann sich nicht nur auf soziale Lebenslagen, sondern auch auf kommunikative Situationen (hier: Gespräche) beziehen, wenn kommunikative Situationen die entsprechende Handlungskonstellation aufweisen. Das ist dann der Fall, wenn in Gesprächen verschiedene Norm(alitäts)vorstellungen (oder allgemeiner Soll und Ist) gleichzeitig, in konfligierender Weise als Orientierungspunkte von den Beteiligten relevant gesetzt werden und nicht ohne Weiteres aufgelöst werden (können). Eine prekäre Handlungskonstellation kann also im Gespräch kommunikativ etabliert werden und wird auch im Gespräch bearbeitet.

Prekarität als Handlungskonstellation in sozialen Lebenssituationen richtet sich auf soziale Positionen und Relationen gemessen an bestimmten (gesellschaftlich diskursiv etablierten) Normalitätsvorstellungen (z.B. LeiharbeiterIn im Verhältnis zu Normalarbeitsverhältnis, vgl. Abschnitt 2). Prekarität als Handlungskonstellation im Gespräch richtet sich auf kommunikative Positionierungen und Relationierungen im Gespräch, jeweils im Bezug zu gesellschaftlich-diskursiv hergestellten Norm(alität)en bzw. allgemeiner Solls, die als solche jeweils kommunikativ als gültig etabliert werden müssen.

Auch wenn die SozialarbeiterInnen in den Gesprächen gesellschaftliche Normalität kommunikativ reproduzieren, wenn sie sich an kulturell diskursiv hergestellten Normalitätsvorstellungen orientieren (vgl. zur Sozialen Arbeit als »Normalisierungsarbeit« Olk 1986; vgl. zur Diskussion in der Sozialen Arbeit Seelmeyer 2008, 2017; Schmidt 2012: 38–46; Seelmeyer & Kutscher 2015), sind also die beiden prekären Handlungskonstellationen nicht deckungsgleich: Im Gespräch agieren SozialarbeiterInnen als Norm-

instanzen, sie beanspruchen Deutungshoheit und bekommen sie zugestanden, wie die Analysen zeigen werden. In der prekären Lebenssituation der KlientInnen hingegen ist das Geflecht von Normalitäten, die gesellschaftlich-diskursiv bzw. über das Erleben der eigenen Realität relevant werden, vergleichsweise diffus und von verschiedensten subjektiven Deutungsmustern geprägt (vgl. dazu etwa Hense 2018). Bezogen auf die prekäre Lebenssituation ist auch der Hilfebezug nur ein Element unter vielen und letztlich auch der Einfluss der SozialarbeiterInnen begrenzt.

Auch bezogen auf Machtressourcen unterscheiden sich die beiden Handlungskonstellationen. Eine prekäre Handlungskonstellation in der sozialen Lebenswirklichkeit ist, neben den bestehenden widersprüchlichen Orientierungen, durch mangelnde Machtressourcen gekennzeichnet. Bezogen auf Gespräche sind Kategorien wie Macht, Dominanz oder A-/Symmetrie immer wieder problematisiert worden (u.a. Linell & Luckmann 1991; Brock & Meer 2004; Meer 2011), weil sich institutionelle, soziale Hierarchie- oder Machtkonstellationen und A-/Symmetrien im Gespräch analytisch als nicht statisch zeigen (was die Konzepte aber suggerieren), weil sich solche Macht-/Dominanzverhältnisse in Gesprächen auch umkehren können (dominante/r hierarchieniedrige/r GesprächspartnerIn), weil sie kommunikativ an verschiedenen Kriterien gemessen werden können (Rederechtvergabe, Redezeit, Stil, Wissen usw.), die in je verschiedenen Situationen je Unterschiedliches über die Gesprächsmacht aussagen können, und weil sie u.a. auch im Gespräch von allen Beteiligten hergestellt und damit zu einem gewissen Grad ausgehandelt werden. Brock und Meer (2004: 202) sprechen daher im Gegensatz zu »Vorstellungen einer stringenten einseitigen Unterdrückung« von einem »institutionell und diskursiv strukturierte[n] Möglichkeitsfeld, das für alle Beteiligten Wahlmöglichkeiten, gleichzeitig aber auch deutliche Grenzen vorsieht« (Brock & Meer 2004: 200). Das bedeutet selbstverständlich nicht, dass sich soziale Verhältnisse von Ungleichheit nicht in Gesprächen niederschlagen würden, das bedeutet aber, dass diese jeweils sehr situationsspezifisch ihren Niederschlag finden und sprachliche und außersprachliche Zusammenhänge jeweils analytisch genau rekonstruiert werden müssen. Bezogen auf Fragen nach Prekarität im Gespräch bedeutet das – und das bestätigen die Analysen unten –, dass jeweils rekonstruiert werden muss, wie sich soziale Abhängigkeiten kommunikativ niederschlagen und wie sie jeweils ausgehandelt werden, im Zusammenhang mit Prekarität vor allem bezogen auf die kommunikativ

gemeinsame Etablierung der (widersprüchlichen) Bezugspunkte (Soll, Nicht-Soll) und den Handlungsspielräumen im Umgang damit.

Berücksichtigt man die genannten Unterschiede, haben wir es also mit verschiedenen prekären Handlungskonstellationen zu tun (in der Lebenssituation der KlientInnen und im Gespräch selbst), denen die KlientInnen begegnen und die jeweils unterschiedliche Reichweite auf die Gesamtsituation der KlientInnen haben und insofern auch unterschiedliche Machtkonstellationen mit sich bringen. Prekarität als Handlungskonstellation in der sozialen Lebenswirklichkeit ist für die hier untersuchten Gespräche eine Voraussetzung, mit den Gesprächen soll diese Prekarität bearbeitet werden.⁶ Prekarität als Handlungskonstellation im Gespräch entsteht durch das kommunikative Etablieren verschiedener Bezugspunkte (hier zur Bewertung der Situation der KlientInnen zwischen Soll und Nicht-Soll) und wird auch im Gespräch kommunikativ bearbeitet. Beide prekären Handlungskonstellationen werden in den untersuchten Gesprächen relevant: Die prekäre Lebenssituation wird offen thematisiert und Maßnahmen ihrer Bearbeitung offen diskutiert, die Prekarität im Gespräch wird nicht explizit (u.U. unbemerkt) etabliert und auch nicht explizit (u.U. unbemerkt) kommunikativ bearbeitet.

Prekarität in sozialen Lebenslagen bringt verschiedene Verarbeitungsformen mit sich (vgl. Abschnitt 2), die wie dargestellt über Interviews rekonstruiert werden können. In prekären kommunikativen Situationen zeigen sich aufgrund der prekären Handlungskonstellation vergleichbare Voraussetzungen, hier aber kann man *Prekarität in Aktion* beobachten. Wie die Analysen unten zeigen, finden sich auch im Gespräch die bereits für außerhalb von Gesprächen bekannten Verarbeitungsformen von Prekarität. Diese Verarbeitungsformen lassen sich in den Gesprächen in ihrem Prozess verfolgen und differenzieren, somit lässt sich zeigen, wie Prekarität bearbeitet wird.

⁶ Dass in den Gesprächen ebenfalls über die prekäre Lebenssituation der KlientInnen gesprochen wird, trifft auf die hier untersuchten Gespräche zu, ist aber vermutlich keine Voraussetzung für eine prekäre Handlungskonstellation im Gespräch.

4 Fragestellung, Daten und Methode

Ausgehend von diesen Bestimmungen von Prekarität werde ich nachfolgend mit einem gesprächslinguistischen Zugang (vgl. Deppermann 2008; Pick 2017) Gespräche in der Wohnungslosenhilfe untersuchen, deren KlientInnen von Prekarität betroffen sind. Gespräche in der Sozialen Arbeit generell sind kaum Gegenstand linguistischer Forschung (vgl. aber Hitzler & Messmer 2008; Messmer & Hitzler 2011; Hall et al. 2014; Dobslaw 2018). Zu Hilfeplangesprächen liegen bisher einige wenige gesprächslinguistische Ergebnisse vor, vor allem zur Hilfeplanung in der Jugendhilfe (vgl. Greschke et al. 2010; Messmer & Hitzler 2011; Hitzler 2012). Gespräche in der Wohnungslosenhilfe sind bislang kaum systematisch untersucht (vgl. aber Petrenko 2016, 2017; Planitzer 2018). Zur Gruppe der ›Entkoppelten‹ gibt es ebenfalls kaum linguistische Untersuchungen, Dörre (2006: 184) bezeichnet die »›Abgehängten‹ als »ausgesprochen ›mikrofonscheu‹« (vgl. aber zur Kommunikation einer Gruppe überwiegend Erwerbsloser in ihrer Alltagswelt Steen 2015, 2020).

Die hier untersuchten Gespräche sind Teil eines Korpus, das an der TH Köln in Zusammenarbeit mit Studierenden des Masters Beratung und Vertretung im Sozialen Recht entsteht. Dieses Korpus besteht aus Gesprächen aus verschiedenen Feldern der Sozialen Arbeit. Der Beitrag arbeitet mit insgesamt 10 Gesprächen aus der Wohnungslosenhilfe aus diesem Korpus. Einige dieser untersuchten Gespräche sind Hilfeplangespräche (nach SGB XII, Kapitel 8), andere sind regelmäßig stattfindende Beratungsgespräche im Zusammenhang mit der Sozialhilfe (Maßnahmen, Auszahlung etc.).⁷

Die Transkription der Gespräche erfolgte nach HIAT (vgl. Rehbein et al. 2004). Die meisten der 10 Gespräche dauern ca. eine halbe Stunde, das kürzeste 12 Minuten, das längste etwas über eine Stunde. Beteiligt sind ausgebildete SozialarbeiterInnen und deren wohnungslose KlientInnen. In allen Gesprächen kennen sich die Beteiligten bereits. In den unten gezeigten 6 Gesprächen sind jeweils unterschiedliche KlientInnen und insgesamt 5 verschiedene SozialarbeiterInnen beteiligt, zwei Gespräche (Beispiel 1 und 6) führt derselbe Sozialarbeiter.

⁷ Die Aufnahmen der hier untersuchten Gespräche sowie weitestgehend auch die Transkription der Gespräche haben Lydia Planitzer und Alina Petrenko erstellt. Dafür möchte ich beiden herzlich danken.

Die Gespräche, die ich hier untersuche, sind alle in Deutschland erhoben worden und stehen im Kontext der Sozialgesetzgebung (SGB). Die Gesetze »verfolgen den Zweck, Personen in besonders schwierigen Lebensverhältnissen mit meist komplexem Hilfebedarf eine auf die besonderen Bedürfnisse abgestimmte Hilfe zukommen zu lassen, die es ihnen ermöglichen soll, ihr Leben wieder weitestgehend eigenverantwortlich zu führen und an dem gemeinschaftlichen Leben teilzunehmen (vgl. §9 Abs 1 SGB I)« (Kaiser 2019). Damit sind die untersuchten Gespräche ein Teil sozialstaatlicher Maßnahmen, um die prekäre Lebenssituation der KlientInnen zu bearbeiten. Dabei arbeiten SozialarbeiterInnen ihrem Selbstverständnis nach klientenzentriert (Deutscher Berufsverband für Soziale Arbeit e.V. 2014: 24–27), müssen aber auch die Mitarbeit der Beteiligten sicherstellen (bezogen auf das SGB XII, unter das die meisten hier untersuchten Gespräche fallen, vgl. z.B. §2 Abs. 4 DVO §69 SGB XII). Dies erzeugt für die SozialarbeiterInnen häufig widersprüchliche Anforderungen, die etwa Oevermann (2013: 138) als nicht auflösbar ansieht: »Die Professionalisierung von Hilfe (im Focus 1) lässt sich mit der Professionalisierung von Kontrolle (im Focus 2) nicht unter einen Hut bringen« (vgl. zu rechtlichen und institutionellen Rahmenbedingungen der hier untersuchten Gespräche Pick 2020). Die KlientInnen sind in diesen Gesprächen EmpfängerInnen staatlicher Hilfen, es wird fortlaufend anhand ihrer aktuellen Lebenssituation in den Gesprächen mit ihnen überprüft, ob die Hilfen noch passend sind, also weitergeführt, angepasst oder gekürzt werden sollten. In solchen Gesprächen sind es typischerweise nicht die SozialarbeiterInnen, die über die Hilfen entscheiden, sondern diese leiten ihre klientenbezogenen Einschätzungen und Empfehlungen an öffentliche Träger weiter, die (ohne Kontakt zu KlientInnen) darüber entscheiden. Insofern sind die KlientInnen für die Fortschreibung ihrer Hilfen von der Einschätzung ihrer SozialarbeiterInnen abhängig.

Anhand der Gespräche werde ich zweierlei zeigen: Zum einen wird die prekäre Lebenssituation der KlientInnen in diesen Gesprächen verhandelt und es lässt sich beobachten, wie sie ihre Situation bewerten und verarbeiten, welche Normalitäten sie dazu relevant setzen und wie sie sich darauf bezogen kommunikativ positionieren. Zum anderen wird gezeigt, dass die (meisten der) hier untersuchten Gespräche selbst eine prekäre Handlungskonstellation für die KlientInnen erzeugen, weil verschiedene Bezugsnormalitäten (Soll und Ist) als gleichzeitig handlungsleitend etabliert werden und sie die doppelte Orientierung nicht selbst auflösen können.

Anhand dieser Daten kann also die *Verarbeitung* (bezogen auf Prekarität in der Lebenssituation) und die *Bearbeitung* von im Gespräch etablierter Prekarität im Handlungsvollzug beobachtet werden, was differenzierte Einblicke zum Umgang mit prekären Handlungskonstellationen erlaubt.

Fragestellungen dieses Beitrags sind also a) wie sich KlientInnen bezogen auf ihre prekäre Lebenssituation kommunikativ positionieren (*welche* Bezugspunkte machen sie in welcher Weise für sich relevant?) und b) wie sie in einer prekären Gesprächssituation kommunikativ mit Prekarität umgehen (*wie* werden verschiedenen Bezugspunkte etabliert und miteinander/gegenseinander in ein Verhältnis gesetzt, wie wird Prekarität prozessual bearbeitet?).

5 Analysen

Nachfolgend werden anhand von sechs kurzen Beispielen aus unterschiedlichen Gesprächen die in Abschnitt 4 genannten Fragestellungen bearbeitet. Die beiden analytischen Perspektiven werden anhand der ersten beiden Beispiele zunächst eingeführt und diskutiert, bevor weitere Beispiele folgen. Aufgrund der relativ geringen Datengrundlage von 10 Gesprächen haben diese Ergebnisse den Status einer ersten Exploration, die hier gefundenen Bearbeitungsformen müssten mit mehr Daten noch weiter systematisiert werden.

Beispiel 1: Konstanter Bezugspunkt für Normalität

Der folgende Ausschnitt (1) stammt aus einem Hilfeplangespräch, das in einem Wohnheim für wohnungslose Männer stattfindet, in dem der Klient seit fast zwei Jahren lebt.

Ausschnitt 1

[9]	SA		Also es ist nicht so ordentlich, Würden Sie sich grundsätzlich als eher
	KL	mal besser aus,	
[10]	SA	ordentlich, oder... ((1,1s)) Neigen Sie zu totaler Vermüllung?	
	KL	'm'm'	Das ist bei mir ähm so wie s
[11]	KL	mir geistig geht, So ähm wirkt sich das dann auch auf die Wohnung aus, Also ich sage mal	

In diesem Ausschnitt erkundigt sich der Sozialarbeiter (SA) nach dem Zustand des Zimmers seines Klienten (KL) und etabliert damit das Thema (»Ähm ((2,2s)) was ich zum Beispiel gar nicht weiß ist, wie s in Ihrem Zimmer aussieht«, Fl. 8, nicht abgebildet). Nachdem der Klient mit »nicht so ordentlich« eine erste Bewertung vornimmt, greift der Sozialarbeiter diese Bewertung auf und setzt daraufhin die beiden Pole des Normalitätskontinuum: »ordentlich« (Soll, Normalität) – »totale Vermüllung« (Nicht-Soll, Nicht-Normalität, Fl. 9–10). Der Klient stellt den Zustand seines Zimmers in Abhängigkeit zu seinem psychischen Befinden. Er legt sich also bezogen auf sein Ordnungsverständnis nicht fest, zeichnet aber beide Orientierungen, die eines ordentlichen Zimmers, wenn es ihm gut geht, und die eines nicht ordentlichen Zimmers, wenn es ihm schlecht geht, als für ihn bekannt und relevant. Mit »nicht so ordentlich« (Ist) legt er den vom Soll abweichenden Zustand zwischen die beiden vom Sozialarbeiter genannten Soll- und Nicht-Soll-Pole. Er kennt also sowohl das Soll, als auch ein graduell abweichendes Nicht-Soll. Dies ist Ausdruck seiner prekären Lebenssituation, dass er beide Zustände (Soll, Nicht-Soll) kennt und beide Normalitäten für ihn gültig sind.

Anstatt nun weiter selbst die Norm eines ordentlichen Zimmers aufrechtzuerhalten, drängt der Sozialarbeiter nach einer erzählenden Episode des Klienten nun weiter auf eine Bewertung des Klienten. Er fordert ihn auf, sich auf eine Normalitätsorientierung festzulegen. Dies tut er, indem er ihm eine bestimmte (an gesellschaftlichen Standards orientierte) Perspektive auf sein unordentliches Zimmer nahelegt (Fl. 18–20, Ausschnitt 2).

Ausschnitt 2

[18]	SA				Jä Ja, ich habe auch so, so ein
	KL	Ahnung, dann (will) ich nur schlafen und weg sein,			
[19]	SA	bisschen den ((ea_1,5s)) ahh • den Eindruck • dass Sie gar nicht so wollen, dass man da			
[20]	SA	so reinguckt,	Ja	Ja	((3,1s)) Das ist doch
	KL	Ist auch so, Ist mir peinlich, unangenehm, ((lacht))			
[21]	SA	immerhin schon mal was...			
	KL	Weil ich ja	weiß ich ähh • • so • das kann ich eigentlich/ also so kann ich		

Diese vom Sozialarbeiter geforderte negative Bewertung der Situation seines unordentlichen Zimmers liefert der Klient prompt (Fl. 20) und zeigt damit

eine Orientierung an gesellschaftlichen Normalitätsstandards, deren Nichterreichen ihm »peinlich, unangenehm« ist. Diese Normalitätsorientierung goutiert der Sozialarbeiter positiv (Fl. 20–21), worauf der Klient diese weiter elaboriert. Daran schließt eine pädagogisierte Lösungsentwicklung an, in der der Sozialarbeiter anbietet, ihn regelmäßig zu besuchen und das Thema Ordnung dabei mit ihm auch praktisch anzugehen.

Dieses Beispiel zeigt einen Klienten, der sich an der gesellschaftlich etablierten Normalität (Soll) orientiert und seine Anstrengungen darauf richtet, diese (wieder) zu erreichen. Er ist ein typischer Fall eines »Veränderungswilligen«, dessen Anstrengungen sich auf das Leitbild der »Integrierten« und deren Normalitätsansprüche richtet (vgl. Brinkmann et al. 2006: 62). In diesem Gespräch werden zwei tendenziell widersprüchliche Normalitätsorientierungen vom Sozialarbeiter etabliert: Diejenige an gesellschaftlichen Normalitätsvorstellungen (ordentliches Zimmer) und ihr Gegenpol (totale Vermüllung) sowie die subjektive und objektive Normalitätsrealität des Klienten, die sich je nach psychischem Befinden des Klienten unterschiedlich darstellt (Wie sieht sein Zimmer aus? Wie steht er zu einem unordentlichen Zimmer?).

In diesem Ausschnitt wird das Selbstverständnis der Sozialen Arbeit als »Normalisierungsarbeit« deutlich (vgl. Abschnitt 3), die der Sozialarbeiter durch seine Orientierung an gesellschaftlichen Normalitätsstandards umsetzt. Gleichzeitig aber deutet sich in diesem Beispiel an, dass auch die Perspektive des Klienten als Bezugspunkt einer Bewertung potenziell relevant ist. Dies ist einerseits mit dem Selbstverständnis der Sozialen Arbeit zu erklären, in der Klientenzentrierung und Hilfe zur Selbsthilfe wichtige Arbeitsweisen sind (Deutscher Berufsverband für Soziale Arbeit e.V. 2014: 24–27), andererseits aber auch sachlogisch, weil es letztlich darum geht, die Situation des Klienten zu verändern, was nicht ohne Kenntnis seiner Ausgangslage, seiner Mitarbeit und seinem Dafürhalten möglich ist.

Dieses erste Beispiel zeigt die Besprechung der prekären Lebenssituation des Klienten und die verschiedenen hier kommunikativ etablierten Bezugspunkte (Soll, Nicht-Soll, Ist). Es zeigt aber noch *keine* prekäre Handlungskonstellation des Gesprächs selbst, denn die verschiedenen Bezugspunkte werden hier nicht in widersprüchlicher Weise relevant gesetzt (im Kontrast zu den Beispielen unten). Hier wird also Prekarität kommunikativ *verarbeitet* (im Sinne einer Dauermobilisierung bezogen auf seine Lebenssituation, den Soll-Bezugspunkt zu erreichen), aber nicht *bearbeitet*, weil im Gespräch keine prekäre Handlungskonstellation etabliert wird.

Beispiel 2: Wechseln der Bezugspunkte für Normalität

Das folgende Beispiel ist ebenfalls ein Hilfeplangespräch mit einem veränderungswilligen Klienten. Es findet in einer Wohneinrichtung statt, in der er übergangsweise wohnen kann. Dieser aber orientiert sich anders als der Klient in Beispiel 1 nicht an dem von der Sozialarbeiterin aufgespannten Normalitätskontinuum (Soll, Nicht-Soll), sondern entwickelt aus seiner Normalitätsrealität heraus eine eigene Vorstellung eines Ziels. Konkret geht es um die Frage, welche Wohnform der Klient nach seinem Aufenthalt in der befristeten Wohneinrichtung, in der das Gespräch stattfindet, wählen will bzw. sollte (hier nur in wenigen Zitaten wiedergegeben, vgl. Pick 2020 für eine ausführliche Analyse). Die Sozialarbeiterin hält betreutes Wohnen für ihn für »das Richtige« (Soll) (Fl. 193), der Klient hingegen möchte einen Wohnwagen auf einem Campingplatz zuerst mieten und wenn möglich später kaufen. Mit dieser eigenen Vorstellung des Klienten zur Überwindung seiner prekären Wohnsituation steckt er sich ein aus seiner Realität (Ist) heraus erreichbares und erstrebenswertes Ziel. Dieser Klient zeigt also eine Verarbeitungsform seiner prekären Lebenssituation, die zwar mit einem Veränderungswillen einhergeht, der sich aber auf ein Ziel richtet, das nur aus der Realität (Realitätsnormalität) des Klienten heraus als erstrebenswert bewertet werden kann, nicht aber generell aus einem gesellschaftlich-diskursiven Normalitätsverständnis heraus, das die Sozialarbeiterin etabliert. Diese Verarbeitungsform von Prekarität wendet sich also von gesellschaftlichen (bzw. hier sozialarbeiterischen) Normalitäten ab und steckt eigene, erreichbarere Ziele. Der Klient zeigt also Formen sekundärer Integration, in der eine prekäre Realität als Normalität umgedeutet wird. Im Beispiel setzt er den Wohnwagen (sein Soll) mit einer Wohnung (Soll, das die Sozialarbeiterin relevant setzt) gleich: »da habe doch/ da habe ich eine Wohnung, Ist ja alles eingerichtet« (Fl. 322).

Hier wird nun darüber hinaus auch eine prekäre Handlungskonstellation im Gespräch ersichtlich. Denn sowohl die Sozialarbeiterin als auch der Klient orientieren sich beide an beiden Bezugspunkten für Normalität (Wohnung und Wohnwagen). Die Sozialarbeiterin setzt in ihrer institutionsrepräsentierenden Rolle eine gesellschaftliche Normalität relevant (Fl. 193 »Und ich glaube, ich glaube persönlich, dass ein betreutes Wohnen • auch wirklich das Richtige für Sie wäre.«; Fl. 348 »Es wäre glaube ich schöner für Sie ne richtige eigene Wohnung zu haben.«). Gleichzeitig aber ermutigt sie den Klienten, die Adresse vom Campingplatz zu behalten (Fl.

336 »Schmeißen Sie auch nicht weg, das behalten Sie«) und hält damit in klientenzentrierter Haltung auch seine Bezugsvorstellung als relevant aufrecht.

Ausschnitt 3

[348]			
SA (w)		Es wäre glaube ich schöner für Sie ne richtige eigene Wohnung zu haben,	
KL (m)	äh Gas...		Ja, das auf
[349]			
SA (w)	Ne?	Ja. Wie sieht s denn aus mit dem/ mit Ihrer • • Psyche?	
KL (m)	jeden Fall, Viell/ ja vielleicht,		

Auch der Klient zeigt in diesem Gespräch sowohl eine Orientierung an seiner eigenen Vorstellung, indem er zunächst alle anderen Optionen ausschließt und immer wieder auf den Wohnwagen zu sprechen kommt (zuletzt noch einmal in der Gesprächsbeendigung, in der noch Formalien erledigt werden). Ebenfalls orientiert er sich an der gesellschaftlichen Normalität (Fl. 196 »(Aber) ich meine, das [betreutes Wohnen, I.P.] könnte ich eigentlich machen, ne, Also besser wär s für mich«).

Seine widersprüchliche Orientierung wird besonders deutlich an den Stellen, an denen die Sozialarbeiterin klar auf ihre Sollvorstellung hin orientiert ist (Fl. 348–349, Ausschnitt 3), die er zuerst bestätigt und gleich darauf relativiert (»Ja, das auf jeden Fall, Viell/ja vielleicht«). Der Klient bearbeitet diese prekäre Gesprächssituation also damit, dass er sich wechselweise an beiden Bezugspunkten orientiert und sich im Endeffekt nicht auf einen festlegt. Dieser Klient zeigt also eine Dauermobilisierung im Gespräch (wechselnde Bezugsorientierungen) und Formen sekundärer Integration in seiner Lebenssituation (Anpassung des Ziels auf Realitätsnormalität).

Zwischenfazit: Zur Unterscheidung von Prekarität als Handlungskonstellation im Gespräch und in der Lebenssituation

Um die Unterscheidung der beiden Untersuchungsperspektiven nochmals deutlich zu machen, möchte ich diese anhand der ersten beiden Beispiele aufzeigen und diskutieren: Außerhalb des Gesprächs befinden sich beide Klienten in einer prekären Lebenssituation, ihre Realität (unordentliches Zimmer, übergangsweise, befristete Wohnsituation) weicht von gesellschaftlichen Normalitätsstandards ab (Soll, ordentliches Zimmer, eigene, dauerhafte Wohnung), die von den SozialarbeiterInnen, aber auch den

KlientInnen, reproduziert und kommunikativ relevant gesetzt werden. Zudem ist ihre Lebenssituation für beide Klienten problematisch, weil Ist und Soll nicht in Deckung sind, beide Normalitäten aber für die Klienten relevant sind (Realitätsnormalität und Sollnormalität). Beide sind veränderungswillige Klienten, zeigen aber in ihren Verarbeitungsformen unterschiedliche Strategien. Der Klient in Beispiel 1 orientiert sich an einer gesellschaftlichen Normalität als Bezugspunkt, der Klient in Beispiel 2 etabliert ein eigenes Soll, das von einer gesellschaftlichen Normalität abweicht, das aber aus seiner Normalitätsrealität heraus erreichbar und akzeptabel ist.

Die Gespräche hingegen zeigen sich bezogen auf ihre Prekarität unterschiedlich: Beispiel 1 zeigt keine prekäre Gesprächssituation, Beispiel 2 zeigt eine prekäre Gesprächssituation. Die Gespräche unterscheiden sich wie folgt: In Beispiel 1 werden keine widersprüchlichen Bezugspunkte kommunikativ relevant gesetzt. Dadurch, dass der Klient sich an der Normalitätsorientierung des Sozialarbeiters orientiert und beide geteilte Bewertungen und Ziele zur Situation haben, gibt es keine Widersprüchlichkeiten. Man könnte auch sagen, dass der Klient sich bezogen auf seine Rolle im Gespräch im Soll befindet. Dass dieser Klient sehr »mitarbeitwillig« ist, expliziert der Sozialarbeiter sowohl im Laufe des Gesprächs (Fl. 165): »Sie äh ((ea)) • sind eigentlich • sehr zur, zur Zusammenarbeit bereit«, als auch im Nachgespräch zur Aufnahme. Dazu schreibt Planitzner (2018: 40), die dieses Gespräch im Hinblick auf die Zielüberprüfung untersucht: »Der Sozialarbeiter beschreibt seine [des Klienten, I.P.] kognitiven Fähigkeiten im Vergleich mit anderen Bewohnern als überdurchschnittlich (hat Abitur, begann ein Studium). [...] Außerdem zähle er zu den wenigen krankheitseinsichtigen Bewohnern.« In Beispiel 2 hingegen etablieren beide Beteiligte sowohl die gesellschaftliche Normalität, die die Sozialarbeiterin als Bezugspunkt einbringt (Soll, betreutes Wohnen) als relevante Orientierung als auch die davon abweichende, aus der Normalitätsrealität des Klienten resultierende Orientierung (Soll, Wohnwagen mieten und kaufen). Insofern befindet sich der Klient in diesem Gespräch (Beispiel 2) in einer Handlungskonstellation, in der zwei widersprüchliche, aber gleichzeitig geltende Normalitätsorientierungen bestehen. Der Klient löst diese, indem er sich wechselweise an beiden orientiert.

Diese Beobachtungen zeigen noch einmal die Notwendigkeit der analytisch getroffenen Unterscheidung zwischen Prekarität als Handlungskonstellation in der Lebenssituation des Klienten und Prekarität als Handlungskonstellation im Gespräch. Eine solche Unterscheidung ist aus zwei

Gründen wichtig: Einerseits aus empirischer Perspektive, weil sich die Verarbeitungsformen bezogen auf Prekarität der Lebenssituation und jene von Prekarität im Gespräch bei denselben Klienten nicht zwangsläufig decken. Andererseits aber auch konstellativ (vgl. Abschnitt 3), denn in den Gesprächen ist der Sozialarbeiter die Norminstanz, setzt also für den Klienten unterschiedliche Normalitätsorientierungen relevant, beansprucht Deutungshoheit und bekommt sie letztlich auch weitgehend vom Klienten zugestanden (Planitzer 2018; Pick 2020). In der prekären Lebenssituation hingegen, ist das Geflecht von Normalitäten und Norminstanzen komplexer und die Sozialarbeitenden bzw. das Hilfesystem nur ein Bestandteil dieses Geflechts.

Die folgenden Beispiele zeigen weitere Verarbeitungsformen von prekären Lebenssituationen und andere kommunikative Strategien von KlientInnen in einer prekären Gesprächssituation, die stärker auf eine Stabilisierung im Gespräch ausgerichtet sind.

Beispiel 3: Stabilität in der Instabilität durch Desambiguieren der Bezugspunkte

Auch das folgende Beispiel (Ausschnitt 4) zeigt eine veränderungswillige Klientin, die sich an einer anderen Normalitätsvorstellung als die Sozialarbeiterin orientiert. Bei dieser Klientin handelt es sich um eine junge Schwangere, die eine langjährige Erfahrung in Einrichtungen der Sozialhilfe hat und die (vor dem Hintergrund dieser Realitätsnormalität, Ist) aus dem Hilfesystem herauskommen möchte. In diesem Fall sieht die Sozialarbeiterin den Bezugspunkt (Soll) für die Klientin in der Inanspruchnahme von Hilfsangeboten, die Klientin hingegen lehnt diese Angebote ab und möchte andere Angebote, die außerhalb des Hilfesystems liegen, wahrnehmen (Soll der Klientin). Hier zeigt sich also bezogen auf die Verarbeitung ihrer prekären Lebenssituation eine ähnliche Strategie wie in Beispiel 2 durch Etablierung eines eigenen Solls.

Dadurch, dass in diesem Gespräch beide Orientierungen aktiv sind und von der Sozialarbeiterin relevant gesetzt werden und die Klientin nicht offen widerspricht bzw. widersprechen kann, besteht eine prekäre Gesprächssituation. Zu deren Bearbeitung verfolgt die Klientin eine andere Strategie als bisher gesehen, indem sie sich konsequent an einer der beiden Bezugsnormalitäten orientiert (ihrer eigenen) und diese relevant setzt. Dazu nutzt

die Klientin die doppelte Orientierung der Sozialarbeiterin und desambiguiert diese konsequent in eine klientenzentrierte, die auf ihre eigene Soll-Normalität hin ausgerichtet ist.

Die Sozialarbeiterin möchte die Klientin in eine Maßnahme (Gesprächskreis für junge Schwangere) schicken (Soll). Damit setzt sie ihre Orientierung zwar relevant, überlässt aber gleichzeitig auch der Klientin die Entscheidung, ob sie mit ihrer Situation klarkommt (Fl. 199, Ausschnitt 4) und ob sie dieses Angebot wahrnehmen will (Fl. 199; 203). In Fläche 199 spricht sie mit der Stimme der Klientin, womit sie hier (auch) sprachlich eine klientenzentrierte Arbeitsweise performt.

Ausschnitt 4

[199]	SA	jetzt? Wie komm ich damit klar? Ich bin noch ziemlich jung." • Ähm...	
	KL		Aber damit hab ich
[200]	SA		Genau. S ham sie mir auch
	KL	mich schon abgefunden, das brauch ich ja alles nisch mehr.	
[201]	SA	erzählt und im Grunde genommen sind Sie ja hier auch in ner Wohngruppe, wo man sacht,	
	KL	Ja.	
[202]	SA	wir kochen mal zusammen oder wir sitzen mal zusammen, wir können	
	KL	Ja deswegen, das is ja eigentlich alles das Gleiche.	
[203]	SA	sprechen • Sie entscheiden...	Genau! Genau.
	KL	Ich frag sie morgen einfach nochmal wie das alles	abläuft da und dann • sag
[204]	SA		Genau. Das entscheiden Sie.
	KL	ich, isch möchte da nicht hin. So. Weil das is äh... Ich will eigentlich was anderes machen.	

Damit gelten also beide Soll-Orientierungen in diesem Gespräch als gültige Bezugspunkte. Die Klientin lehnt diese Idee ab, hört sich aber zunächst das Angebot der Sozialarbeiterin (erneut) an, schließt aber sogleich mit ihrer eigenen Einschätzung an (Fl. 199), nicht zum ersten Mal, wie sich zeigt. Dieselbe Strategie zeigt sie kurz später nochmals, wenn sie zwar die Vorgabe erfüllt (»Ich frag morgen nochmal...«, Fl. 203), dann aber ihre eigenen Vorstellungen durchsetzt (»und dann sag ich, isch möchte da nicht hin.«, Fl. 204). Sie ist damit hier erfolgreich, denn die Sozialarbeiterin gesteht ihr tatsächlich die Orientierung an ihrem eigenen Bezugspunkt zu (Fl. 204).

Wir sehen also hier eine Handlungsstrategie für den Umgang mit Prekarität, die sich im Gegensatz zu derjenigen in Beispiel 2 durch mehr Stabilität, also weniger Wechsel zwischen den Bezugspunkten, kennzeichnet. Damit zeigt sie Bearbeitungsformen von Stabilität in der Instabilität. Stabilität erzeugt die Klientin, indem sie nicht beide Bezugsnormalitäten gleichzeitig, sondern klar ihre eigene verfolgt. Dazu nutzt sie geschickt, dass ihr in der prekären Gesprächssituation beide Bezugspunkte zur Verfügung stehen, weil die Sozialarbeiterin neben ihrer (an institutionellen, gesellschaftlichen Vorstellungen orientierten) Normalitätsperspektive auch die der Klientin als gültig etabliert. Dennoch muss sich die Klientin auch mit der Bezugsnormalität der Sozialarbeiterin auseinandersetzen, indem sie diese immer auch zur Kenntnis nimmt (Anhören der Sozialarbeiterin und Informieren über das Angebot) und erst anschließend ablehnt. Auch im weiteren Gesprächsverlauf muss die Klientin Zugeständnisse an die Orientierung der Sozialarbeiterin machen, denn nicht immer kommt sie mit ihrer Strategie durch (z.B. beim Wunsch aus der Einrichtung auszuziehen und eine eigene Wohnung zu haben). Dies zeigt, wie sehr sie im Endeffekt auf die Mitarbeit der Sozialarbeiterin angewiesen ist und wie fragil ihre kommunikative Handlungsmacht ist.

Beispiel 4: Stabilität in der Instabilität durch gleichzeitige Orientierung an beiden Bezugspunkten

Die folgenden Beispiele (Beispiele 4–6) zeigen Klienten, die bezogen auf die in den Ausschnitten behandelten Themen keinen Veränderungswillen in ihrer Lebenssituation anzeigen und dies weitgehend aufrechterhalten. Diese Klienten zeigen Verarbeitungsformen ihrer prekären Lebenssituation, in denen sie ihre aktuelle Situation, also Realitätsnormalität (Ist), weitgehend als Soll etablieren. Diese Realitäten liegen zum Teil weit entfernt vom sozialarbeiterisch etablierten Soll und von gesellschaftlichen Normalitätsvorstellungen. Da in allen Beispielen die Verarbeitungsformen der prekären Lebenssituationen ähnlich sind, fokussiere ich nachfolgend jeweils auf die unterschiedlichen Bearbeitungsstrategien der prekären Gesprächssituationen.

Im folgenden Beispiel (Ausschnitte 5 und 6) zeigt der Klient weder wechselnde Orientierungen (wie in Beispiel 2), noch desambiguiert er in

eine Richtung (wie in Beispiel 3), sondern er bearbeitet beide Normalitätsorientierungen gleichzeitig und kann so die Anforderungen der Sozialarbeiterin einer Orientierung an gesellschaftlicher Normalität (Soll) erfüllen, gleichzeitig aber (temporär) auch seine eigene Realitätsnormalität (Ist = Soll) relevant setzen. Dies tut er, indem er auf die Aufforderung der Sozialarbeiterin in Fläche 55: »Was soll denn noch passieren? Vielleicht gesundheitlich • was? « (nicht abgebildet) zwar eine Problemdarstellung liefert, die gemessen an gesellschaftlichen Normalitätsorientierungen ein Problem darstellt (Fl. 56–60 »Was noch passieren sollte... Ja, gesundheitlich, dass ich mich dann nachher (ääh) • • mal wirklich mal richtig (äh) durchchecken lasse, was mit mir los ist. Ich weiß zum (dreiviertel) Teil is bei mir sowieso alles • • kaputt • in ner (Weise). • • Lunge, Leber, und, und, und, ne?«). Diese vermeintliche Problemdarstellung aber beinhaltet einen Sachverhalt, den er nicht als problematisch darstellt, sondern als seine (unveränderliche) Realität (»sowieso alles kaputt«). Diese gleichzeitige Orientierung der Erfüllung des kommunikativen Zugzwangs einer Problemdarstellung, die aber keinen (für ihn) problematischen Sachverhalt beinhaltet, wird im weiteren Gesprächsverlauf umso deutlicher, wenn er den Alkohol und das Rauchen als (unabänderliche) Ursache für seinen gesundheitlichen Zustand anführt (Fl. 61–63).

Ausschnitt 5

[61]	SA	mit, ne?	Durch Ihr Verhalten.	Hmhm [~]	Hmhm [~]
	KL	• Ja, das ist richtig.	Durch den Alkohol und alles so.	Hmhm [~]	
[62]	SA			• Hmhm [~]	
	KL	• • • Ich bin Kettenraucher, ich rauche laufend.		Das ist auch äh wegen der	
	KL [k]		<i>lachend</i>		
[63]	KL	Lunge und so. Ich darf normalerweise gar nicht rauchen, aber ich ((1s)) sag mir			

Dabei setzt er seine eigene Realitätsnormalität (»ich rauche laufend«, später auch: »Ich hab schon Magendurchbruch gehabt alles«, »ich komme so irgendwie mit Alkohol • oder ohne Alkohol komm ich nicht aus«) als Bezugsnormalität relevant (Ist = Soll). Eine gesellschaftliche Normalität ist ihm aber dennoch präsent: Zum einen kontrastiert er seine Realität mit dieser »normalen« Normalität (»normalerweise« Fl. 63), die er aber (anders als die Sozialarbeiterin u.U. annimmt) nicht mehr zu erreichen versucht, zum anderen orientiert er sich auf der Handlungsebene an gesellschaftlichen

(kommunikativen) Normalitäten, indem er dem Zugzwang nachkommt, ein Problem zu präsentieren, das vor dem Hintergrund einer gesellschaftlichen Normalität auch durchaus Problemstatus hat.

Seine doppelte Orientierung hält er auch weiter durch: An einigen Stellen muss der Klient (ebenfalls in Erfüllung eines kommunikativen Zugzwangs) Veränderungswillen demonstrieren. Auf die Frage, ob er etwas ändern möchte, auf die die Sozialarbeiterin die Antwort allerdings nicht erwartet, sondern gleich zu »wie könnte man s denn angehen« reformuliert (Fl. 85, Ausschnitt 6), kommt er dem Zugzwang nach und zeigt sich oberflächlich kooperativ (»Ich versuch es«). Dadurch aber, dass er sich dabei als nicht erfolgreich darstellt (»versuch«), kann er wiederum gleichzeitig die Erwartung (Soll, veränderungswillig) und seine eigene Normalität (Ist=Soll, Veränderung bisher nicht erfolgreich) etablieren. Eine etwaige Unterstützung von außen wendet er anschließend aber wieder ab, womit er sich (kurzfristig) seiner eigenen Orientierung zuwendet.

Ausschnitt 6

[84]

SA ist/ meine Frage ist natürlich: Wollen Sie überhaupt was dran ändern, oder... Wenn

[85]

SA ja, Wie könnt man s denn angehen? Wie könnt man s denn angehen?

KL

••• Ich versuch es.

Ich versuch ess.

[86]

SA Oder brauchen Sie Unterstützung von außen dazu?

KL

Nö, ich versuche das noch

Wie gezeigt, deutet hier und im gesamten Verlauf des Gesprächs vieles darauf hin, dass der Klient sich nur noch scheinbar an gesellschaftlichen Normalitäten orientiert und vielmehr eine kommunikative Strategie gefunden hat, beide Bezugspunkte für Normalität zu stabilisieren, die die Sozialarbeiterin für ihn relevant und präsent hält. Denn die Sozialarbeiterin nimmt diese Problempräsentation durchaus ernst und bewertet sie mit einer gesellschaftlichen Normalitätsorientierung, sodass sie hier und im weiteren Gesprächsverlauf ein Problem erkennt, dieses weiter exploriert, dem Klienten immer wieder seine eigenen Anteile am Zustandekommen vor Augen führt und ihm einen Änderungswillen unterstellt (Fl. 85). Im Endeffekt kommt sie zur Lösung durch eine Suchtberatung mit anschließendem Entzug, diese wird aber in diesem Gespräch nicht weiterverfolgt, weil der Klient mit einem Themenwechsel ausweichen kann.

Mit seinen Strategien hat der Klient sich etwas Aufschub verschafft, wird dieser Maßnahme aber vermutlich nicht gänzlich entgehen können, weil er sich – solange er im Hilfesystem verbleibt – kooperativ zeigen muss. In diesem Ausschnitt arbeitet der Klient durchaus mit gesellschaftlichen Normalitäten und erkennt diese zum Teil an, aber bearbeitet sie als für sich nicht (mehr) gültig. Dennoch ist er, solange er weiter im Hilfebezug bleiben möchte, darauf angewiesen, diese Normalität als Bezugspunkt aufrechtzuerhalten, er kann sich also der Tatsache, dass die Sozialarbeiterin auch in seine deproblematisierte Darstellung Probleme interpretiert, nicht endlos entziehen. Die Tatsache aber, dass die Sozialarbeiterin eine Problemeinsicht beim Klienten erzeugen möchte und dabei auf seine Mitarbeit bei der Bewertung seiner Situation angewiesen ist, verschafft ihm etwas Handlungsspielraum, ihr diese so lange wie möglich zu verweigern.

Beispiel 5: Stabilität in der Instabilität durch Umdeuten der Bezugspole

Eine weitere Strategie, in der ein Klient ebenfalls seine Realitätsnormalität als Soll relevant setzt (Ist = Soll), zeigt das folgende Beispiel. Hier geht es inhaltlich um die emotionale Verarbeitung einer aus Normalitätsperspektive schwierigen Situation: Dieser Klient hatte am Vortag mit dem (hier beteiligten) Sozialarbeiter seine persönlichen Gegenstände aus seiner Wohnung geholt, bevor diese nun zwangsgeräumt wird.

Ausschnitt 7

[1]	SA	Wie ging s dir gestern?	Danach.
	KL	• Jah ((aa))	• • Ähmm ((aa)) • • • Ääh s • joah • ging so.
	[KO]	<i>Stimmen im Hintergrund</i>	<i>Stuhl knarzt</i>
[2]	SA	• • Also ich war richtig am Arsch. • Ich war richtig...	Das war ganz
	KL		((1,5s)) Joah ((aa))
	[KO]	<i>Stimmen im Hintergrund</i>	
[3]	SA	schön anstrengend.	
	KL	• Ja war auch anstrengend. Aber ich ääh puhhh ((1,7s))	verpack das
[4]	SA	• • Das glaube ich. Aber • trotzdem darf s dir ja zwischendurch mal richtig schlecht	
	KL	schon.	
[5]	SA	gehen, oder? • ((1,5s)) Ging s dir schlecht?	• • • War gut?
	KL		• Nöö. • Hm • Ja weil, weil du
[6]	SA		• • ((ea)) Was hast du noch gemacht
	KL	mich so gut unterstützt hast. Deswegen war es gut.	

Der Sozialarbeiter setzt in diesem Ausschnitt (7) als Soll, dass man sich nach einem solchen Ereignis (in der angemessenen Dosis) schlecht fühlt und macht dies an seinem eigenen Beispiel deutlich.⁸ Mit dem Klienten möchte er über sein Erleben sprechen und legt ihm nah, ebenfalls sein Schlechtgehen kundzutun (»trotzdem darf s dir ja zwischendurch mal richtig schlecht gehen«, »ging s dir schlecht?«). Nachdem der Klient zunächst keine eindeutige Aussage trifft (Fl. 1, 2; vgl. auch den Klienten in Beispiel 1) und sich dann zunächst (zögerlich) am Soll des Sozialarbeiters orientiert (Fl. 2, 3), etabliert er anschließend seine entgegengesetzte Verarbeitung der Situation und konstatiert, dass es ihm nicht schlecht ging (»Nöö«, Fl. 5). Damit positioniert er seine Realität (Ist) unumschweifig und bringt diese mit dem Nicht-Soll-Pol, den der Sozialarbeiter impliziert (es ging ihm gut), in Deckung. Diese Orientierung kann er nicht aufrechterhalten, denn der Sozialarbeiter fragt nach einer Pause weiter (»War gut?«, Fl. 5) und gibt ihm eine weitere Gelegenheit, seine emotionale Lage zu schildern, bzw. seine Bewertung zu verändern. Darauf könnte er nun ebenfalls desambiguieren (wie die Klientin in Beispiel 3) und seine Realität weiter durchsetzen, er aber entscheidet sich für eine weniger offensive Methode, seine Orientierung durchzusetzen. Der Klient bleibt bei seiner Einschätzung, dass es ihm gut ging, deutet nun aber seine Realität (Ist) in eine positive (Soll) um, indem er sie als Resultat der Unterstützung des Sozialarbeiters rahmt. Damit impliziert er, dass es ihm unter normalen Umständen ebenfalls schlecht gegangen wäre, womit er sich nun doch auch am Soll des Sozialarbeiters orientiert (schlecht gehen), dies aber nur deshalb nicht eingetreten ist, weil er sich im Hilfesystem befindet. Damit schafft er es, seine Realitätsnormalität aufrechtzuerhalten (Ist = Soll) und sich zugleich als guter, weil hilfeannehmer Klient, zu präsentieren. Dies wiederholt er auch später im Gespräch wieder, als der Sozialarbeiter nochmals auf die emotionale Lage des Klienten nach der gestrigen Wohnungsräumung zurückkommt. Auch hier betont er, dass sein Gutgehen mit der Unterstützung zusammenhängt (Fl. 136–138): »((1,2s)) Aber ich habe s, wie gesagt, ich hab s wirklich dank dir auch und

⁸ Dass SozialarbeiterInnen eigenes Handeln oder Empfinden als konkrete Orientierungspunkte für Normalität in die Gespräche einbringen, ist in den untersuchten Gesprächen keine Seltenheit (z.B. auch bezogen auf Aspekte des praktischen Lebens, etwa wie oft man aufräumen, Wäsche waschen sollte). In diesen Fällen etablieren die SozialarbeiterInnen nicht nur in ihrer (institutionellen) Rolle (allgemeine) Normalitätsbezüge, sondern personifizieren diese zusätzlich mit sich als (Privat-)Person.

dank euch/ oh also dank [Name] und dir habe ich s gut äh • • überwunden. Nur weil ich weiß, dass ich hier • äh in guten Händen bin. • Ha! • Ihr seid einfach gut.« Auch mit »überwunden« zeigt er eine Soll-Orientierung (am Soll des Sozialarbeiters, schlecht gehen), die er aufgrund der Hilfe verlassen konnte. Damit legt er hier seine Abhängigkeit offen, die es ihm aber gleichzeitig erlaubt, auch seine Realität (Ist = Soll) aufrechtzuerhalten.

Beispiel 6: Stabilität in der Instabilität durch Offenlegen der widersprüchlichen Bezugspunkte von Normalität

Im letzten Beispiel verfolgt der Klient ebenfalls eine Orientierung an seiner Realitätsnormalität (Ist = Soll), seine kommunikative Strategie ist nun wieder eine desambiguierende, ebenfalls in Richtung seiner eigenen Realitätsnorm. Diese verfolgt er aber (im Gegensatz zu Beispiel 3) offen und verbündet sich metakommunikativ mit dem Sozialarbeiter. Im folgenden Ausschnitt (8) zitiert der Sozialarbeiter aus einem Bescheid des öffentlichen Trägers (vgl. dazu Abschnitt 4) und erläutert, dass dieser dem Klienten unterstellt, nicht ausreichend mitgearbeitet zu haben (Wohnungssuche aufgeschoben, Fl. 170–171).

Ausschnitt 8

[170]	SA	auch die Wohnungssuche ne zeitlang so vor sich hergeschr/schoben haben, lieber bei	
	KL	Achso!	
[171]	SA	uns geblieben wären...	Ja.
	KL	Oor! Ja, Klammer auf, tu... Ja? • Es könnte so sein. Klammer zu.	
[172]	SA		
	KL	Müssen wir da/ müssen wir ihr ja nicht unbedingt direkt schreiben. • • •	
	KL [k]		Nase hochziehen
	[KO]	beide lachen	

Der Klient beginnt zunächst, dies ganz direkt zu bestätigen (»Ja, Klammer auf, tu...«, Fl. 171), entscheidet sich aber dann für eine etwas indirektere Form (»es könnte so sein«, Fl. 171). Dies führt zu einem gemeinsamen Lachen, worauf der Klient direkter wird, sich mit dem Sozialarbeiter verbündet (»müssen wir«, Fl. 172) und vorschlägt, das dem öffentlichen Träger gegenüber anders darzustellen (Fl. 172).

Ähnliches wiederholt sich kurz später, als der Sozialarbeiter Formulierungsvorschläge macht (Fl. 178). Die beiden witzeln anschließend darüber, was die Sachbearbeiterin beim öffentlichen Träger »mag« (Fl. 180), der Klient gesteht dem Sozialarbeiter darin mehr Erfahrung zu (Ausschnitt 9).

Ausschnitt 9

[178]	SA	Dann können wir so etwas schreiben wie "Muss/• musste in die Verantwortung • wieder
[179]	SA	reinwachsen"... Sowas in der Art, ja? "Musste" das, das hört sich
	KL	Genau. Jaja.
	KL [k]	leise
	[KO]	klopfen
[180]	SA	dann auch, äh, <u>einsichtig</u> an. Das mag die Frau [Name Sachbearbeiterin].
	KL	Jaja. Achso. Jaa, iich
[181]	KL	meine, Sie sind da erfahrener. Einsicht mag sie, okay. • Richtig. Ich bereue es sehr, dass
	KL [k]	Stimme verstellt

In diesem Beispiel macht der Klient den Sozialarbeiter zu seinem Komplizen, indem er ihm gegenüber seine Bezugsorientierung (Ist = Soll) offenlegt und sich mit ihm gegen den öffentlichen Träger verbündet. Dass die beiden schon länger ein solches Verhältnis etabliert hatten, zeigt sich bereits daran, dass der Sozialarbeiter eingangs bereits die Missstände aus Sicht der Sachbearbeiterin beim öffentlichen Träger thematisiert.⁹

In diesem Gespräch wird eigentlich keine prekäre Gesprächssituation deutlich, weil sich beide Beteiligte an einer gemeinsamen Bezugsnormalität orientieren. Diese ist (anders als in Beispiel 1) diejenige des Klienten. Ein solches Offenlegen der Orientierung und Verbünden mit dem Sozialarbeiter ist allerdings eine Strategie, bei der der Sozialarbeiter »mitspielen« muss und hat insofern einen etwas anderen Charakter als diejenige in Beispiel 1 und als die anderen gesehenen Strategien (obwohl auch dort zu fragen ist, inwiefern die Sozialarbeiter ebenfalls mitspielen). Bezogen auf die Beurteilung der Prekarität ist hier relevant, dass der Sozialarbeiter seine Unterstützung und seine Verbündung mit dem Klienten jederzeit widerrufen kann (z.B. auch

⁹ Eine solche Rolle entspricht nicht der üblichen eines Sozialarbeiters, die sich typischerweise zwischen Hilfe und Kontrolle bewegt (Oevermann 2013). Genau eine solche klare »Anwaltsfunktion« für den Klienten wird aber auch zum Teil in der Sozialen Arbeit gefordert (Roscher 2014).

dadurch, dass ein anderer Sachbearbeiter eingesetzt wird). Zudem verschiebt der Sozialarbeiter hier die Norminstanz innerhalb der Institution, indem er sie auf den öffentlichen Träger verlagert. Damit wird also die gesellschaftliche Normalität in diesem Gespräch nicht etwa ungültig, sondern bleibt vermittelt über den öffentlichen Träger präsent, auch wenn Klient und Sozialarbeiter die Realitätsnormalität des Klienten fokussieren können.

6 Fazit

Die Analysen haben Verarbeitungsformen und Handlungsstrategien im Umgang mit Prekarität in Gesprächen im Sozialhilfesystem untersucht. Dazu wurde Prekarität als eine Handlungskonstellation verstanden und die prekäre Lebenssituation der Klienten von Prekarität im Gespräch unterschieden. Das Material zeigt mehrfach Belege dafür, dass vor allem gleichzeitig aufrechterhaltene und widersprüchliche Normalitätsorientierungen, die nicht ohne Weiteres überwunden werden können, eine Situation prekär machen. Neben einer gesellschaftlich-diskursiven Normalitätsorientierung (Soll und Nicht-Soll) war in den Beispielen gleichzeitig eine Realitätsnormalität (Ist) der KlientInnen relevant und gültig.

Dadurch, dass in den Daten Bearbeitungsstrategien von Prekarität in Aktion beobachtet werden konnten, konnten (De-)Stabilisierungsmöglichkeiten nachgezeichnet werden, nämlich Wechseln von Bezugspunkten (zwischen Soll und Ist, Destabilisierung, Mobilisierung) oder Anpassung eigener Bezugspunkte (Ist = Soll, eigenes Soll, Stabilisierung). Weiter konnten verschiedene Stabilisierungsformen bezogen auf den Umgang mit verschiedenen gültigen Bezugsnormalitäten im Gespräch differenziert werden (Desambiguieren, gleichzeitiges Bearbeiten, Umdeuten, Metakommunikation). Es konnte auch gezeigt werden, dass sich Prekarität nicht nur auf die Bewertung bzw. Wahrnehmung eines aktuellen Zustands bezieht (Beispiel 1, 4–6), sondern sich auch auf die Zielbildung auswirkt (Beispiele 2 und 3).

Die Analysen haben gezeigt, dass die KlientInnen in der Sozialhilfe kommunikativ sehr hohe Kompetenz bei der Bearbeitung einer prekären kommunikativen Handlungskonstellation zeigen. Teilweise haben diese tricksterhafte Züge (Steen 2015), die hier allerdings weniger an der Identität

der KlientInnen ansetzen, sondern an deren Umgang mit Normorientierungen. Auch findet in den hier untersuchten Gesprächen an keiner Stelle ein »Moduswechsel in den Scherz, in die Fiktion oder ins Fingieren« statt, den Steen (2015: 369) in Alltagssituationen einer vergleichbaren Gruppe aus »überwiegend erwerbslosen Männern zwischen 30 und 70 Jahren mit prekären Lebensverhältnissen« (Steen 2015: 2) beobachtet. Dies mag damit zusammenhängen, dass diese kommunikativen »Täuschungsmanöver« in den hier untersuchten institutionellen Gesprächen nicht etwa dazu dienen, nur Handlungsmacht fiktiv darzustellen (vgl. Steen 2015: 363–369), sondern die Beteiligten verschaffen sich damit tatsächlich Handlungsspielräume und entwickeln so zumindest etwas Handlungsmacht im Gespräch (und damit auch innerhalb des Systems der Sozialhilfe). Dennoch ist diese begrenzt, weil sie immer auch abhängig vom Mitspielen der SozialarbeiterInnen sind, die die letztliche Deutungshoheit im Gespräch haben und faktisch über institutionelle Ressourcen verfügen.

Der Fokus dieser Analysen lag auf KlientInnen aus der Gruppe der Entkoppelten. Auch in dieser Gruppe – das zeigen die Daten ebenfalls – ist eine gesellschaftliche Normalität präsent und wird als Folie relevant gehalten. Dies zumindest so lange, wie KlientInnen Teil des (Hilfe-)Systems bleiben, was sie in allen hier untersuchten Gesprächen ja sind. Zwar wird diese Normalität nicht mehr in allen Fällen zu erreichen versucht, sie wird aber als Orientierungspunkt dennoch aufrechterhalten, sei es zur Kontrastierung des eigenen Solls oder bei der Demonstration von Veränderungswillen im Gespräch oder sei es, indem auch praktisch wieder zu ihr gewechselt wird, z.B. ein Entzug gemacht wird oder die Wohnungssuche aufgenommen wird, wenn es der Aufrechterhaltung von Sozialleistungen dient. Damit geht die Orientierung an Normalitätsmaßstäben also auch in dieser Gruppe durchaus über den Status eines »fiktiven Maßstab[s]« (Dörre 2006: 185) hinaus. Das bedeutet auch, dass das Kontinuum der Prekarität nach unten offen sein dürfte und ein negativer Bezugspol (Nicht-Normalität) letztlich vermutlich nicht konkret gefüllt werden kann, sondern je nach Standpunkt auf dem Kontinuum weiter verschoben wird. Zwar symbolisieren die »Entbehrlichen« der Arbeitsgesellschaft eine soziale Lage, der die Masse der im engeren Sinne prekär Beschäftigten mit mehr oder minder großem Engagement zu entgehen versucht« (Dörre 2006: 185), dennoch positionieren die »Entbehrlichen« sich selbst in den untersuchten Beispielen, die hier nicht nur arbeitslos sind, sondern multiple Problemlagen haben, nicht als Antipol

(Nicht-Soll) zu einer gesellschaftlichen Norm, sondern sind ebenfalls auf diese Norm orientiert und nur graduell von ihr entfernt.

Methodisch hat sich der hier gewählte Zugang zu Prekarität als produktiv erwiesen, denn Prekarität wurde hier als Handlungskonstellation verstanden, die sowohl in der Lebenssituation der Klienten eine Rolle spielt als auch im Gespräch rekonstruiert werden konnte. Indem man nun beobachtet, wie Beteiligte diese Handlungskonstellationen kommunikativ bearbeiten, könnten sich Rückschlüsse darauf ziehen lassen, wie auch prekäre Lebenssituation bearbeitet werden (und nicht nur, wie sie *verarbeitet* werden, vgl. Abschnitt 2). Dies deutet darauf hin, dass nicht nur *sprachliches* Handeln (Herstellungspraktiken und Sprechhandeln) mit gesprächslinguistischen Analysen untersucht werden kann, sondern dass – aufgrund vergleichbarer Handlungskonstellationen – sich auch Rückschlüsse auf soziales Handeln in einem weiteren Sinne mit solchen Analysen ziehen lassen. Sprachliches und soziales, kulturelles Handeln wird hier nicht in einem instrumentalistischen, intentionalen, zweckrationalen Sinne verstanden, sondern – wie gezeigt – als eine gemeinsame Hervorbringung im Handlungsvollzug und in diesem Sinne als kommunikative Praktiken bzw. Praxis (vgl. Schäfer 2016; vgl. dazu theoretisch Habscheid 2016). In dieser Hinsicht eröffnen die hier nachgezeichneten Bearbeitungsweisen von Prekarität in ihrem Vollzug auch Anchlüsse für praxistheoretische Fragen.

Solche Ergebnisse sind darüber hinaus sicherlich in einem interdisziplinären Sinne relevant für die Sozialarbeitswissenschaft und auch mittelfristig für die Aus- oder Weiterbildung von SozialarbeiterInnen. Die Analysen können aber auch – über die hier untersuchten Daten hinaus – empirisch zur Reflexion von »Hierarchisierungen und Differenzen der Prekären« (Lorey 2012: 75) beitragen, wenn man Gespräche mit prekärer Handlungskonstellation in ganz anderen gesellschaftlichen Zusammenhängen untersuchen würde und dort rekonstruieren würde, welche Bezugsorientierungen jeweils wie und von wem relevant gesetzt und ausgehandelt werden. Insofern könnten gesprächslinguistische Methoden auch zu genaueren Differenzierungen von Prekarität beitragen und damit auch die Prozesse von gesamtgesellschaftlicher Ausweitung oder Verstetigung des Prekären erhellen.

Literatur

- Bourdieu, Pierre. 1998. *Gegenfeuer: Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Bredmar, Margareta & Per Linell. 1999. Reconfirming normality: The constitution of reassurance in talks between midwives and expectant mothers. In Srikant Sarangi & Celia Roberts (Hgg.), *Talk, Work and Institutional Order: Discourse in Medical, Mediation and Management Settings*, 237–270. Berlin: de Gruyter.
- Brinkmann, Ulrich, Klaus Dörre & Silke Röbenack. 2006. *Prekäre Arbeit: Ursachen, Ausmaß, soziale Folgen und subjektive Verarbeitungsformen unsicherer Beschäftigungsverhältnisse*. Bonn: Friedrich Ebert Stiftung.
- Brock, Alexander & Dorothee Meer. 2004. Macht – Hierarchie – Dominanz – A-/Symmetrie: Begriffliche Überlegungen zur kommunikativen Ungleichheit in institutionellen Gesprächen. *Gesprächsforschung Online*. 184-209.
- Castel, Robert. 2000. *Die Metamorphosen der sozialen Frage: Eine Chronik der Lohnarbeit*. Konstanz: UVK.
- Castel, Robert. 2009. Die Wiederkehr der sozialen Unsicherheit. In Robert Castel & Klaus Dörre (Hgg.), *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung: Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts*, 21–34. Frankfurt: Campus.
- Deppermann, Arnulf. 2008. *Gespräche analysieren*. Wiesbaden: VS.
- Deutscher Berufsverband für Soziale Arbeit e.V. (DBSH). 2014. Berufsethik des DBSH Ethik und Werte. *Forum Sozial* 4.
- Dobslaw, Gudrun (Hrsg.). 2018. *Partizipation – Teilhabe – Mitgestaltung: Interdisziplinäre Zugänge*. Opladen: Budrich.
- Dörre, Klaus, Klaus Kraemer & Frederic Speidel. 2004. Prekäre Arbeit: Ursachen, soziale Auswirkungen und subjektive Verarbeitungsformen unsicherer Beschäftigungsverhältnisse. *Das Argument* 46. 378–397.
- Dörre, Klaus. 2006. Prekäre Arbeit: Unsichere Beschäftigungsverhältnisse und ihre sozialen Folgen. *Arbeit* 15(3). 181–193.
- Dörre, Klaus. 2014. Prekarität als Konzept kritischer Gesellschaftsanalyse: Zwischenbilanz und Ausblick. *Ethik und Gesellschaft* (2). 1–28.
- Flecker, Jörg. 2018. Normalarbeit und Prekarität. In Johanna Muckenhuber, Josef Hödl & Martin Griesbacher (Hgg.), *Normalarbeit: Nur Vergangenheit oder auch Zukunft?*, 41–60. Bielefeld: transcript.
- Garfinkel, Harold. 1967. *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs: Prentice Hall.
- Greschke, Heike, Birte Klingler & Heinz Messmer. 2010. Praxis im Modellprogramm: Fallstudien zum Hilfeplangespräch. In Stefanie Albus, Heike Greschke, Birte Klingler, Heinz Messmer, Heinz-Günter Micheel, Hans-Uwe-Otto & Andreas Polutta (Hgg.), *Wirkungsorientierte Jugendhilfe: Abschlussbericht der Evaluation des Bundesmodellprogramms „Qualifizierung der Hilfen zur Erziehung durch wirkungsorientierte Ausgestaltung der Leistungs-, Entgelt- und Qualitätsvereinbarungen nach §§ 78a ff SGB VIII“*, 62–104. Münster: ISA.
- Grimm, Natalie, Andreas Hirseland & Berthold Vogel. 2013. Die Ausweitung der Zwischenzone. *Soziale Welt* 64. 249–268.

- Habscheid, Stephan. 2016. Handeln in Praxis: Hinter- und Untergründe situierter sprachlicher Bedeutungskonstitution. In Deppermann, Arnulf, Helmuth Feilke & Angelika Linke (Hgg.), *Sprachliche und kommunikative Praktiken*, 127–152. Berlin: de Gruyter.
- Hall, Christopher, Kirsi Juhila, Maureen Matarese & Carlous van Nijnatten. 2014. Discourse Analysis of <Ordinary> Social Work. In Christopher Hall, Kirsi Juhila, Maureen Matarese & Carolus van Nijnatten (Hgg.), *Analysing Social Work Communication: Discourse in Practice*, 173–180. London: Routledge.
- Hense, Andrea. 2018. *Wahrnehmung der eigenen Prekarität: Grundlagen einer Theorie zur sozialen Erklärung von Ungleichheitswahrnehmungen*. Wiesbaden: Springer VS.
- Hepp, Rolf. 2016. Einleitung oder das Drama des Prekären. In Rolf Hepp, Robert Riesinger & David Kergel (Hgg.), *Verunsicherte Gesellschaft*, 1–34. Wiesbaden: Springer.
- Hitzler, Sarah & Heinz Messmer. 2008. Gespräche als Forschungsgegenstand in der Sozialen Arbeit. *Zeitschrift für Pädagogik* 54(2). 244–260.
- Hitzler, Sarah. 2012. *Aushandlung ohne Dissens? Praktische Dilemmata der Gesprächsführung im Hilfeplangespräch*. Wiesbaden: Springer.
- Kaiser, Kirsten. 2019. SGB XII § 67 Rn. 1. In Rolfs, Christian, Richard Giesen, Ralf Kreikebohm & Peter Udsching (Hgg.), *Beck'scher Online-Kommentar SozR*. 55. Edition (1. Dezember 2019). Online verfügbar unter: https://beck-online.beck.de/?vpath=bibdata%2fkomm%2fBeckOKSozR_55%2fcont%2fBECKOKS OZR%2ehtm (Abruf 19. März 2020).
- Kraemer, Klaus. 2014. Prekarisierung. *Soziologische Revue* 37(4). 437–444.
- Linell, Per & Thomas Luckmann. 1991. Asymmetries in dialogue: some conceptual preliminaries. In Ivana Marková & Klaus Foppa (Hgg.), *Asymmetries in Dialogue*, 3–20. Hemel Hempstead: Harvester.
- Link, Jürgen. 2006 [1997]. *Versuch über den Normalismus: Wie Normalität produziert wird*, 3. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Lorey, Isabell. 2012. *Die Regierung der Prekären*. Wien: Turia + Kant.
- Marchart, Oliver. 2013. *Die Prekarisierungsgesellschaft: Prekäre Proteste: Politik und Ökonomie im Zeichen der Prekarisierung*. Bielefeld: Transcript.
- Meer, Dorothee. 2011. Kommunikation im Alltag – Kommunikation in Institutionen: Überlegungen zur Ausdifferenzierung einer Opposition. In Karin Birkner & Dorothee Meer (Hgg.), *Institutionalisierter Alltag: Mündlichkeit und Schriftlichkeit in unterschiedlichen Praxisfeldern*, 28–49. Mannheim: Verlag für Gesprächsforschung.
- Messmer, Heinz & Sarah Hitzler. 2011. Interaktion und Kommunikation in der Sozialen Arbeit: Fallstudien zum Hilfeplangespräch. In Gertrud Oelerich & Hans-Uwe Otto (Hgg.), *Empirische Forschung und soziale Arbeit*, 51–64. Wiesbaden: Springer.
- Motakef, Mona. 2015. *Prekarisierung*. Bielefeld: Transcript.
- Mückenberger, Ulrich. 1985. Die Krise des Normalarbeitsverhältnisses. *Zeitschrift für Sozialreform* 31(7&8). 415–434, 457–475.

- Oevermann, Ulrich. 2013. Die Problematik der Strukturlogik des Arbeitsbündnisses und der Dynamik von Übertragung und Gegenübertragung in einer professionalisierten Praxis von Sozialarbeit. In Roland Becker-Lenz, Stefan Busse, Gudrun Ehlert & Silke Müller-Hermann (Hgg.), *Professionalität in der Sozialen Arbeit: Standpunkte, Kontroversen, Perspektiven*, 119–147. Wiesbaden: VS.
- Olk, Thomas. 1986. *Abschied vom Experten: Sozialarbeit auf dem Weg zu einer alternativen Professionalität*. Weinheim: Juventa.
- Penke, Swantje. 2012. „Ich tu ja auch was für mein Hartz IV“. *Sozial Extra* 36(11–12). 24–26.
- Petrenko, Alina. 2016. *Linguistische Analyse von Beratungsgesprächen in der Sozialen Arbeit: Entwicklung von Lösungskonzepten in der Wohnungslosenberatung*. Köln: TH Köln, Masterarbeit.
- Petrenko, Alina. 2017. Beratung in der Sozialen Arbeit. In Ina Pick (Hgg.), *Beraten in Interaktion: Eine gesprächslinguistische Typologie des Beratens*. 207–231. Frankfurt: Lang.
- Pick, Ina. 2017. Gesprächslinguistik. In Ekkehard Felder & Friedemann Vogel (Hgg.), *Handbuch Sprache und Recht*, 251–270. Berlin: de Gruyter.
- Pick, Ina. 2020. Normalitätsvorstellungen und Lebenswirklichkeiten: Eine gesprächslinguistische Perspektive auf Aushandlungsprozesse von Normalität in Hilfeplangesprächen nach SGB XII. In Claudia Steckelberg & Barbara Thiessen (Hgg.), *Wandel der Arbeitsgesellschaft: Soziale Arbeit in Zeiten von Globalisierung, Digitalisierung und Prekarisierung*. Opladen: Barbara Budrich.
- Planitzer, Lydia. 2018. Empowerment in der Hilfeplanung mit wohnungslosen Menschen: Eine linguistische Untersuchung der kommunikativen Zielüberprüfung. TH Köln: Masterarbeit.
- Rehbein, Jochen, Thomas; Schmidt, Bernd Meyer, Franziska Watzke & Anette Kerkenrath. 2004. *Handbuch für das computergestützte Transkribieren nach HIAT*. Bd. 56. Hamburg: Arbeiten zur Mehrsprachigkeit.
- Roscher, Falk. 2014. Hilfe für Wohnungslose nach §§ 67 ff. SGB XII: Überflüssig im «aktivierenden» Sozialstaat? In Rolf Keicher & Stefan Gillich (Hgg.), *Wenn Würde zur Ware verkommt*, 61–77. Wiesbaden: Springer.
- Sarangi, Srikant. 2001. Expert and lay formulation of «normality» in genetic counselling. *Bulletin VALS-ASLA* 74. 109-127.
- Schäfer, Hilmar (Hgg.). 2016. *Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm*. Bielefeld: Transcript.
- Schmidt, Friederike. 2012. *Implizite Logiken des pädagogischen Blickes. Eine rekonstruktive Studie über Wahrnehmung im Kontext der Wohnungslosenhilfe*. Wiesbaden: Springer.
- Seelmeyer, Udo & Nadia Kutscher. 2015. Normalität und Normalisierung. In Hans-Uwe Otto & Hans Thiersch (Hgg.), *Handbuch Soziale Arbeit*, 1091–1097. München: Ernst Reinhardt.
- Seelmeyer, Udo. 2008. *Das Ende der Normalisierung? Soziale Arbeit zwischen Normativität und Normalität*. Weinheim: Juventa.

- Seelmeyer, Udo. 2017. Normalität und Normalisierung. In Fabian Kessl, Elke Kruse, Sabine Stövesand & Werner Thole (Hgg.), *Soziale Arbeit: Kernthemen und Problemfelder*, 25-33. Opladen: Budrich.
- Steckelberg, Claudia. 2010. Zwischen Ausschluss und Anerkennung: Lebenswelten wohnungsloser Mädchen und junger Frauen. Wiesbaden: Springer.
- Steen, Pamela. 2015. *Die kommunikative Identität des Tricksters: Eine gesprächslinguistische und kultursemiotische Untersuchung zur Identitätskonstruktion in einer marginalisierten Gruppe*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Steen, Pamela. 2020. Prekarität und Place-Identity. Wie Erwerbslose in ihren Gesprächen soziale Unsicherheit konstruieren und Agency kommunikativ aushandeln. *WLG* 85.
- Völker, Susanne & Michèle Amacker (Hgg.). 2015. *Prekarisierungen: Arbeit, Sorge und Politik*. Weinheim: Beltz Juventa.

Transkriptionskonventionen (nach HIAT)

.	Assertionen/ Aussagen, fallende Intonation
!	Ausrufe, Anredeformen, Aufforderungen, gleichbleibende/ansteigende Tonhöhe
?	Fragen
,	leicht steigende/schwebende Intonation am Äußerungsende von Assertionen
...	Abbrüche
•	Pause, Länge ca. 1/4 Sek.
••	Pause, Länge ca. 1/2 Sek.
•••	Pause, Länge ca. 3/4 Sek.
((1,5s))	Pause, Länge ab 1 Sek.
<u>nie</u>	Besondere Betonung
jaa	auffällige Dehnung
((ea))	einatmen
((aa))	ausatmen
na/ neben	Reparaturen
()	Schwer Verständliches, Vermuteter Wortlaut
((unv.))	Unverständliches